

einmal etwas anderes zu werden, am liebsten Dichter oder Bildhauer. Mindestens fünf Mitglieder meiner Klasse, die dreißig Schüler umfaßte, haben später tatsächlich Literatur produziert und sind gedruckt worden. Ein wilder Junge namens Leo Perutz, der schon in Prag mein Mitschüler gewesen war, hatte später einen berechtigten internationalen Erfolg als Romanschreiber; wir sind durchs Leben gute Kameraden geblieben. – Was mich betrifft, so hatte ich mit sechs Jahren eine Short Story geschrieben (an deren Ende ich, der Erzähler, mitteilte, die geschilderten Erlebnisse hätten mich so aufgeregt, daß ich mich schließlich vor Betrübnis aufgehängt habe), – mit vierzehn Jahren schrieb ich ein komisches Ritter-Epos, mit fünfzehn ein Gedicht in Nibelungenversen zu Ehren der Buren, und etwas später Dramen in Sudermanns Manier. Auch produzierte ich, nachdem ich zuviel Heine gelesen hatte, Lyrik, die mir Allah, der Herr des Gerichts, nicht anrechnen möge. All das wurde nicht nur Otto vorgelesen (dessen eigene Lyrik nicht so unmusikalisch, also viel besser war), sondern den versammelten »Ethikern«. So nannten unsere nicht-literarischen Mitschüler einen kleinen, von der Schulordnung nicht autorisierten »Verein für Ethik und Literatur«, den unsere kleine Gruppe gebildet hatte. Die Schulordnung wußte, warum sie dagegen war, denn nicht nur waren die Diskussionen der Ethiker und das Zeug, das sie einander erbarmungslos vorlasen, reichlich revolutionär, sondern sie förderten auch unser Interesse an einer außerhalb der Schulmauern liegenden Welt und schwächten unser Interesse für Mathematik oder die griechischen Aoriste. Viel wäre hier zu sagen, wenn ich die Geschichte meiner Psyche schriebe. Ich schreibe sie nicht, und so genüge es, zu sagen, daß ich nach vier im Rainer-Gymnasium verlebten Jahren schließlich doch irgendwie die »Matura« bestand, die Schlußprüfung, nach der uns die »Reife« für die Universität bestätigt wurde. Noch heute, fast vier Jahrzehnte nachher, träume ich manchmal von der »Matura«, und zwar wird mir in meinem Traum immer wieder amtlich mitgeteilt, mein vier Jahre später erworbenes Doktorat der Philosophie sei ungültig, weil ich geständig sei, die mathematische Matura-Arbeit – zur großen Entrüstung des Idealisten Otto – schamlos von einem anderen Mitschüler abgeschrieben zu haben.

Am Tage der mündlichen Prüfung trug ich – obwohl wir am Morgen geprüft wurden – den ersten Smoking meines Lebens. In der qualvollen Stunde des Wartens vor der Prüfung erfüllte mich, neben meiner großen Angst, ein ernstes Problem: Sollte ich eine schwarze oder eine weiße Krawatte tragen? Ich hatte gehört, daß zum Smoking eine schwarze gehöre; andererseits trugen auftretende Künstler eine weiße. Ich hatte eine schwarze und eine weiße Krawatte bei mir und wechselte sie fortwährend, bis ich drankam. Ich weiß nicht mehr, welche Krawatte ich gerade am Hals hatte, als ich zur Prüfung gerufen wurde.

Obwohl Otto sich große Mühe gegeben hatte, mich vorzubereiten, wäre ich bestimmt durchgefallen, wenn ich nicht bei meinen Lehrern ziemlich beliebt gewesen wäre, ich ahne wirklich nicht, weswegen. Mein alter, weiser Griechischprofessor ließ eine zweifelhafte Übersetzung Platons gelten, weil ich (der ich den streng verbotenen Nietzsche gelesen hatte) den Ausdruck »οἱ πολλοί« mit »Die Vielzuvielen« intelligent übersetzte. Und der Mathematiklehrer stand unbewegt, ja lächelnden Antlitzes dabei, wie ich, unter dem Vorwand, ein höchst einfaches Exempel zu lösen, Zahlen an die

schwarze Tafel schrieb, die aus einem mathematischen Märchenbuch, nicht aus der Logarithmentafel zu stammen schienen. Da der außerordentlich strenge Schulinspektor, der der Prüfung präsierte, offenbar auch so ein mathematischer Idiot war wie ich, merkte er nichts. Der Professor verschluckte sein Entsetzen; und auf einmal hatte ich die Prüfung bestanden.

Mein Maturitätszeugnis trug das Datum 2. Juli 1902. Ich war neunzehn Jahre alt. Das Leben fing im Ernst an.

3. Kapitel

An einem Morgen wenige Tage nach der Matura erwachte ich in einem hölzernen Coupé dritter Klasse. Ich hatte einen ganz neuen, hellgrünen Lodenanzug am Leibe und einen vollgepackten Rucksack neben mir. In einer Ecke des Abteils schlief Otto, mit offenem Mund. Draußen graute der Morgen über einer trostlosen, von Nebeln umwallten Steinlandschaft. Ich konnte es nicht wissen, aber das waren die Karstberge bei Triest, wo ich dreizehn Jahre später das Wüten großer Schlachten erleben sollte, den Donner des Trommelfeuers und das Funkeln blutiger Bajonette im Nahkampf. Jetzt war alles umschleiert, still und melancholisch. Da bog in der Nähe der Station Opicina der Zug scharf um eine Felsenecke und ich sah das blaue Adriatische Meer tief unter mir, beschienen von der ersten Morgensonne.

Aus mir ist später ein Weltreisender geworden. Ich habe in viel trostloseren Wüsten als dem Karst grünende Oasen entdeckt, ich habe von Robert Louis Stevensons Grab auf dem Berg Vala auf die leuchtende Südsee hinabgeblickt, auf Inseln und Palmenhaine. Aber kein Augenblick meiner Reisen hat mir je das Entzücken gegeben wie dieser erste Blick auf ein südliches Meer. Er hat, wie Stevenson es ausdrückt, »in mir eine jungfräuliche Stelle des Empfindens berührt«; die unbändige Wanderlust, die später mein Leben bestimmen sollte, begann dort und damals.

Diese Reise, der grüne Lodenanzug und der zum größten Teil eßbare Inhalt des Rucksacks waren Geschenke meiner Eltern, aus Anlaß der bestandenen Prüfung. Otto und ich wollten von Venedig aus zu Fuß durch die Cadorischen Alpen nach Tirol wandern; es schien uns eine große, herrliche Reise zu sein, voll von Glückseligkeit.

Am Abend jenes Tages befuhr ich zum erstenmal das Meer. Es war nur ein kleiner, alter Küstendampfer, auf dessen Verdeck Otto und ich über das schmale Ende der Adria fuhren, und es hatte zu regnen angefangen, und ich wurde zum erstenmal im Leben seekrank, und am Morgen tauchte die unvergleichliche Silhouette von Venedig aus dem Meer, und ich war sehr glücklich.

Venedig war damals in ziemlicher Aufregung, denn es war am Tage vor unserer Ankunft der berühmte alte Glockenturm von San Marco zusammengestürzt. Der ungeheure Trümmerhaufen war noch nicht eingep plankt, und viele amerikanische Touristen und Touristinnen nahmen sich ein Stückchen vom Campanile zum Andenken mit. Es waren die ersten Amerikaner, die ich sah, und ich starnte sie mit Bewunderung an. Würde ich je in ihr großes, fernes Land reisen können?

In das fremdartige italienische Leben stürzte ich mich mit Enthusiasmus. Tintenfische, in Öl gebacken, aß ich am ersten Tage, und sie schmeckten mir großartig. Anderthalb Jahre später sagte Sigmund Freud zu mir, er teile die Menschen in zwei

Gruppen ein: die dummen Banausen und diejenigen, die Italien lieben. Was mich betrifft, ich hatte Italien vom ersten Augenblick an gern. Noch konnte ich kein Italienisch, aber ich sprach zu Gondolieri und Fischweibern eine Art Latein, die Wörter mit »o« statt mit »us« endigend. Als wir nach einer Woche Venedig verließen, konnte ich schon eine ganze Menge italienischer Vokabeln; ich lernte weitere auf unserem schönen Fußmarsch durch die Dolomiten und habe im folgenden Jahre die Sprache mit Leichtigkeit gemeistert.

Mir, der ich bisher nur die niederen Randgebirge Böhmens und ihre schwermütigen Wälder gekannt hatte, war die helle, klare Alpenwelt eine Offenbarung. Otto, der die österreichischen Alpen gut kannte und sehr liebte, führte mich, immer zu Fuß und mit dem Rucksack auf dem Rücken, an seine Lieblingssorte: aus Südtirol über die Hochpässe ins Zillertal, und von dort ins Salzburgerische, in die alte, noch mittelalterlich ummauerte Stadt Radstadt, wo er Freunde hatte; die Töchter und Söhne eines italienischen Holzhändlers, der Bankrott gemacht und Selbstmord begangen hatte, seine Familie ganz arm in einem ungeheuren, leeren Schloß zurücklassend, einem ehemaligen Besitz der Erzbischöfe von Salzburg, den umzubauen und zu modernisieren er beabsichtigt hatte. Nun hausten die jungen Leute, ganz vergnügt, in den unmöblierten Hallen und einem von geköpften Statuen bevölkerten Garten. Wir mieteten ihnen für wenig Geld ein Zimmer ab und lebten den Sommer über mit ihnen, abwechselnd ihre einzige Kuh melkend, deren Milch die schwarzzügige Gina dann in den »Schmarren« tat, den wir täglich zu essen kriegten.

Nur in Österreich kann man solche Sommerwochen erleben, wie damals Otto und ich. Wir stiegen den ganzen Tag auf den Bergen herum, unter dem Vorwand, Edelweiß oder Speik pflücken zu wollen. An den Abenden gingen wir mit den versalzburgerten Sizilianerinnen in der »Seufzerallee« spazieren – so hieß die alte Kastanienallee, die längs der Wälle der alten Stadt durch die duftenden, von Grillen durchzirpten Wiesen führte.

Ich habe später diese Radstädter Tage in einem meiner ersten Romane (»Das Seil«) geschildert. Schöne, leuchtende österreichische Berge, wie habe ich euch lieb gehabt!

Als der Sommer zu Ende ging und wir nach Wien zurückgekehrt waren, mußte ich dort von Otto und den anderen Kameraden Abschied nehmen. Mein Vater war nach Prag zurückversetzt worden, und da es dort eine gute deutsche Universität gab, verlangte er, daß ich mit übersiedelte. Ich tat es ungern; Prag kam mir jetzt in meiner Erinnerung als eine muffige, von fanatischem Gezänk erfüllte Provinzstadt vor.

Indessen, in den Herbstwochen, bevor an der Universität die Vorlesungen begannen, hatte ich Zeit, spazieren zu gehen, und mich faßte der Zauber dieses unglaublich schönen Stadtbildes. Prag war damals wahrscheinlich die schönste Stadt Europas, Rom ausgenommen. Nicht nur die Kleinseite am linken Ufer des Moldaustroms und die sie mächtig überragende Königsburg, der Hradschin, bewahrten noch ihre ganze altertümliche Schönheit, sondern in der Altstadt am anderen Ufer hatte das vermutlich nötige, aber vom ästhetischen Standpunkt aus unliebsame Werk des Einreißens und Modernisierens eben erst begonnen, das bald nachher aus einem mysteriösen Labyrinth von uralten, märchenhaften Gäßchen, Sackgassen und Durchhäusern ein

schachbrettähnliches Gefüge von schnurgeraden, zweifellos hygienischen und moderneren Boulevards machte. Wo einst zwischen Barockfassaden nachts der schwere Tritt des »Golems« gegeistert hatte, standen bald glatte Fassaden mit zweifelhaften, grellfarbigen Fresken in einem Stil, den ehrgeizige und junge tschechische Architekten für »neuslawisch« hielten. In den Winkeln des Ghettos roch es noch nach Kabbala und dem Hohen Rabbi Loew, im tiefen Schatten der Teynkirche ahnte man die Gegenwart von gravitätischen Gespenstern, die einst Kepler und Tycho Brahe geheißen hatten, und der Mensch, der hinter einem verstaubten Fenster bei Nacht so schön Klavier spielte, konnte Mozart selbst sein, in Prag zur Aufführung des »Don Giovanni«.

In diesem berausenden Herbst wurden die Bäume in den vielen alten Gärten golden und purpurrot; von der Höhe der »Hasenburg« blickte ich auf die silberne Moldau mit ihren mit Statuen geschmückten Brücken hinab; überall waren altertümliche Kirchtürme und die mit grüner Patina bedeckten Kuppeln von Barockgebäuden. Ich stand auf diesem Aussichtspunkt und wünschte mir, niemals hinuntersteigen zu müssen in die Stadt, deren Ganzes so schön war und deren Einzelnes mich vielfach verstimmte.

Während der Wiener Jahre war mir der Sinn für den grimmigen Ernst des Nationalitätenzwistes in Böhmen allmählich abhanden gekommen. Ein Erlebnis ganz am Anfang meines neuerlichen Aufenthaltes in Prag frischte meine Erinnerungen daran auf. Ich ließ mich an der deutschen Universität als Hörer der Vorlesungen über deutsche Literatur und die romanischen Sprachen einschreiben. Es war Sitte, sich den Professoren vorzustellen. So ging ich den Germanisten August Sauer in seinem Seminar besuchen. Professor Sauer war ein Gelehrter von europäischem Ruf, und, wie ich später bemerken sollte, ein gütiger, von Vorurteilen ziemlich freier Mensch. Aber als er, um sich meinen Namen zu notieren, seine Feder in eine auf dem Tisch stehende Tintenflasche tauchen wollte, sah ich, wie das Gesicht des Professors sich auf einmal vor Zorn verzerrte. Von einer Art Koller gepackt nahm er die Flasche und warf sie ohne weiteres durch das offene Fenster in den Hof hinunter. Ich begriff erst nicht, was da vorging; erst nachher brachte ich heraus, daß der Pedell dem Professor der Germanistik eine Sorte Tinte auf den Tisch gestellt hatte, die zugunsten eines tschechischen Schulvereins, der »Maticе Skolská« verkauft wurde; ein guter Deutscher durfte aber nur eine mit einer schwarzrotgoldenen Etikette beklebte Tintenflasche des »Deutschen Schulvereins« benutzen; alles andere war nationaler Verrat.

Ich hatte noch zu lernen, daß es ebenso zwei Sorten von Zündholzschachteln gab, die eine tschechisch-national und von deutschen Rauchern peinlich zu meiden, die andere mit den Farben des ehemaligen Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation geschmückt und daher empfehlenswert. Als ich anfang, die Vorlesungen zu besuchen und mit den anderen Hörern der deutschen Universität umzugehen, hatte ich noch viele derartige Lektionen zu lernen. Ein deutscher Student in Prag durfte nur in gewissen Geschäften einkaufen, in anderen nicht; er durfte nur in bestimmten Gasthäusern und Cafés verkehren; vor allem aber durften seine Altersgenossen, die tschechischen Studenten, für ihn nicht auf der Welt sein. Prag war damals die einzige Stadt Mitteleuropas, wo es zwei Universitäten gab. Sie waren bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein vereinigt gewesen, und ihre Hörsäle und Institute lagen noch immer